

Deutschland.

Wochenschrift für Kunst, Litteratur, Wissenschaft und
soziales Leben.



Herausgegeben

von

Fritz Mauthner.



Erster Jahrgang.



Glogau 1890.

Verlag von Carl Flemming.



Nr. 37.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Bestellungsprekliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 14. Juni.

Abonnementpreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Das Ahn-Fräulein. Eine Kländerei von Heinrich Kana. — Aus sibirischen Gefängnissen. Von Philipp Stein. — Transport von Gasen. Von Dr. Robert Henriques (Fortsetzung). — Geheimnisse der Spiritisten. Von Hildegard Nijson. VII. — Der Naturalist unter den norwegischen Dichtern. Von Eta Hanson. — Aus dem „Atelier für Ercelenmaterie.“ Von Julius Freund. — „Vin de sidre.“ Von F. M. — Kleine Kritik.

Das Ahn-Fräulein.

Eine Kländerei

von

Heinrich Kana.

Edmond. Hier also trifft man Dich? Zu Hause?!
Ein Mensch, der auf Freiersfüßen geht!
Albert (trübe). Zu Hause ...

Edmond. Nachdem Du mir wochenlang vorgeschmachtet hast! Du hieltest es ja in unserer Gesellschaft gar nicht mehr aus! Du saßest an unserem Stammtisch und blicktest ins Blaue; wenn die Rede auf die allgemein-menschlichen Tugenden unserer beliebtesten Ballerinen kam, zeigtest Du nicht mehr das geringste Verständnis dafür, ... sogar Stücke zu sammeln hattest Du aufgegeben — kurz, Dein ganzes Wesen verrät deutlich alle jene Symptome, die wir bei Menschen beobachten, die sich mit dem Gedanken an einen frühen Tod oder eine baldige Heirat vertraut gemacht haben. ... Endlich ... es ist fast schon einen Monat her, glaube ich ... auf dem Heimwege von der Kneipe ... ich konnte Deine herzbrechenden Seufzer nicht mehr ertragen ... da brachte ich Dich zum Geständnis ...

Albert (amerkennd). Durch ein paar mit großer Sachkenntnis ausgewählte Grobheiten ...!

Edmond. Notwehr! Ich wußte ja, was mir bevorstand! Es kam auch so, wie ich erwartet hatte! Mein, wenn ich mich daran erinnere, mit welcher Begeisterung Du die Worte aussprachst ... die Augen glänzten Dir förmlich vor überirdischem Feuer: „Ich werde mich verheiraten! Ich werde mich verheiraten!“ Es war zu drollig! Notabene, wenn man bedenkt, daß Du jene Zweite, die leider nun einmal unbedingt zum Heiraten gehört, noch gar nicht kanntest ...! Dieser Heirats-Enthusiasmus ohne Objekt, er war unkomisch ...!

Albert. Wie eine Offenbarung hatte es mich, damals überkommen! Ich war überzeugt, auf diesem Weg mein Lebensglück zu finden.

Edmond. Überzeugung entschuldigt viel, sogar den Mangel an Verstand. Und da muß ich sagen: Du machtest mir damals den Eindruck eines Menschen von großer Überzeugungstreue! Von dem Dogma, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch allein bleibt, bis zu dem Erfahrungsjahr, daß das Embonpoint, das Kennzeichen jedes in normaler Entwicklung verlaufenden Manneslebens, sich bei den Junggesellen nur halb so oft finde, wie bei den Ehemännern — nichts hast Du mir damals erspart ... Und das alles habe ich anhören müssen! Ich! Albert (lächelnd). Armer Freund!

Edmond. Es kam noch ärger ... Es kam ... ein Phantasie-Gemälde, das Du so ... al fresco ... von dieser Zukünftigen in spe entwarfst! Du fühltest Dich verpflichtet, mich mit Deinem Ideal bekannt zu machen. ... Eine hübsche Leistung! Wenn ich nicht irre, settest Du dieses Wunderwesen aus Unschuld ... sehr viel Unschuld ... Sanftmut ... Ursprünglichkeit ... weißen Morgenhäubchen ... zusammen.

Albert (einfallend). Einem Theelöffel Intelligenz ...

Edmond (nickt). Ja, das auch ... da Du in der Geschwindigkeit für ihr Gehirn keine passendere Verwendung finden konntest ... (Wiederholend). Also, Morgenhäubchen, Intelligenz ... ja Treue ... Treue ... ich glaube, im pulverisierten Zustande ... Und als Du damit fertig warst, stimmtest Du so 'ne Art Kriegsgeheul zum Preise dieses Ideals an ... eine Liebeserklärung in absentia ...

Albert (wehmütig). Ach, wenn ich daran denke ...

Edmond (erschrickt). Willst Du vielleicht wieder von vorn anfangen ...? Ich bitte Dich! ... Alles hat seine Grenzen!

Albert (lacht). Fürchte Dich nicht!

Edmond (misstrauisch). Ich dachte schon ... Ja, aber sage mir nur, um wieder auf den Ausgangspunkt unserer Unterhaltung zurückzukommen, was treibst Du denn eigentlich? Ich glaube gar, Du verträumst die Zeit ...! Ich habe wenigstens nicht gehört, daß Du in diesen vier Wochen auch nur ein einziges Mal geheiratet hättest!

Albert. Ich sitze auf den Trümmern meiner Illusionen!

flamation fortreiben zu lassen, sondern immer menschlich, immer natürlich zu bleiben.

Hierfür giebt es ein in den Händen des begabten Schauspielers unfehlbares Mittel — das ich an einem Beispiele klar machen will.

Schillers „Arnold von Melchthal“ ist ein Bauernbursche, der aber im ganzen „Tell“ nicht einen bäurischen, kräftigen Satz redet. Er spricht Abhandlungen — ich erinnere an die Stelle „D, eine edle Himmelsgabe“ u. s. w. — er findet die herrlichsten Bilder, er schweigt in wohlklingenden Worten — aber er ist kein Bauer, ihm fehlt jeder Schimmer einer treffenden Charakteristik.

Da muß unser Schauspieler thun, was eigentlich dem Darsteller jeder Schiller-Figur von nöten wäre. Er muß sich die Rolle — übersehen.

Übersehen — in schlichte, einfache Prosa. So wird er den Kern der Rolle finden, herausgeschält aus der Umhüllung eines bestickend schönen Wortprunkes, er wird erkennen, was jeder Satz in der einfachsten Form besagt und danach seinen Ton wählen.

Wenn er dann auch am Abend willig dem Schwung der Schillerschen Dichtung Rechnung trägt — in seiner Brust lebt doch der schlichte Prosa-Melchthal, der ihn hindert, sich völlig in die Wolken zu verlieren, der ihn immer wieder mit wohlthätigem Zwange zur Natur, zur Wahrheit zurückführt.

Und „Wahrheit“ — das ist das erste und heiligste im Leben wie in der Kunst.

„Fin de siècle.“

Von
F. M.

Vor einigen Jahren saßen einige übermütige Deutsche in einer Pariser Kneipe zusammen und unterhielten sich über den Geist der französischen Sprache, der unbestimmert um die Regeln der Akademie sich neue Worte für neue Bedürfnisse schuf. Seit einiger Zeit hieß alles pschutt, was noch vor kurzem ehie geheißsen hatte. Das war wirklich sehr pschutt. Da das gewisse Etwas, das das Wesen des pschuttismus ausmacht, in unserer Zeit von Jahr zu Jahr wechselt, so ist es nur in der Ordnung, wenn auch jede neue Saison ihren besonderen Ausdruck für die Sache erfundet. Einer von uns machte den unqualifizierbaren Vorschlag, den stolzen Franzosen heimlich ein ganz neugebackenes Wort für den alten Pariser Begriff zu schenken, ihren Sprachschatz auf unsere Kosten zu bereichern. Und zwar wurde aus dem Geiste Galliens heraus die schöne Silbe pschorr gewählt. Wir gebrauchten den geläufigen Ausdruck den Abend über zu unserem Spaß und lachten wie Kinder bei der Vorstellung, bald auf den Boulevards von echten Pariser, echten pschutteux den Ruf zu vernehmen: Mais c'est très pschorr! C'est tout ce qu'il y a de plus pschorr!

Unsere schreckliche Absicht ist uns, wie man wohl weiß, nicht gelungen. Wir hatten weder den „Figaro“ noch den „Gil Blas“ zur Lancierung des Wortes zur Verfügung, noch kannten wir eine einflussreiche pschutteuse. Sonst aber hätte unsere Sprachschöpfung entschieden Glück machen müssen; denn so dumm ist gar kein Wort, daß es nicht in das Argot des Boulevardiers hineinpassen könnte.

Seit einigen Monaten hat man in Paris so ein neues thörichtes Modewort, das unübersehbare: fin de siècle, welches nach seinem logischen Sinn wohl eine Lebensdauer von zehn Jahren haben dürfte. Auch die übrige Menschheit ist am 1. Januar dieses Jahres, Rußland natürlich etwas später, in das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts eingetreten. Wir haben das alle gewußt, uns aber nichts Besondere dabei

gedacht. Wir feiern, wenn wir nicht gerade Schauspieler sind, die Jubiläen nicht gern häufiger als alle hundert Jahre. Auch die Frau Zeit will nicht öfter als alle hundert Jahr einmal an ihr Alter erinnert werden. Wer aber recht modern ist, recht historisch gebildet, für den gewinnt jeder kurze Zeitabschnitt einen denkwürdigen Charakter, und ein Pariser gar wittert im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts eine wichtige Epoche, weil er gerade darin lebt. Wir sind also jetzt alle fin de siècle! Unsere Dichter, unsere Maler, unsere Gelehrten und unsere Hüte sind fin de siècle. In Paris wenigstens, die übrige Welt wird nachfolgen, Rußland natürlich etwas früher als die andern. Sprachlich ist zu bemerken, daß fin de siècle in dieser Anwendung ein Eigenschaftswort ist, wie ehie und pschutt und pschorr. Dieser Tisch ist Louis quinze, diese Uhr ist empire, und der Giffelturm ist fin de siècle, er ist sogar par excellence fin de siècle.

Man braucht Kant und die Wesenlosigkeit der Zeit nicht verstanden zu haben, man braucht den Begriff Zeit bloß in seiner schlichten Bedeutung zu nehmen, die Zeit in ihrer unendlichen Ausdehnung zu überschauen und die Willkürlichkeit daneben zu halten, mit welcher die Menschen die Jahre und Jahrhunderte abzählen, um die ganze Albernheit der Bezeichnung fin de siècle einzusehen. So wenig die politische Grenze eines Landes, wo sie nicht mit der natürlichen zusammenfällt, irgend einen Unterschied im Klima oder in der Pflanzengeographie erkennen läßt, so wenig der Rausch der alljährlichen Sylvesterfeier den Charakter der Beteiligten ändert, so wenig Bedeutung hat auch die Ziffer des Jahrhunderts, sei es im großen, sei es im kleinen, auf die Kultur der Menschheit. Man wird in der Nacht, welche 1899 beginnt und 1900 endet, gewiß furchtbar viel trinken, aber die Natur und die Geschichte wird sich um das Datum ganz und gar nicht kümmern.

Angenommen aber auch, dieses letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hätte wirklich aus irgendwelchen zufälligen Gründen seinen besondern unvergleichlichen Charakter, so wäre dennoch die Bezeichnung fin de siècle so kindisch wie nur möglich. Wenn die Franzosen und mit ihnen unsere Kunsthändler und deren Käufer sagen: Das ist Louis quinze, das ist empire, so ist die Stilbestimmung eben nichts weiter als eine abgefürzte Bezeichnung. Der Kenner weiß schon, welcher Geschmack unter den verschiedenen französischen Regenten geherrscht hat, er weiß nach dem bloßen Regentennamen, ob der Stuhl für die Kniee oder für den Rücken unbequem war. Das eine Wort zaubert für den Kunsthistoriker den Geschmack der ganzen Epoche hervor, während es für den Laien so gut wie sinnlos ist. Es ersetzt eine Jahreszahl.

Nun quälen wir uns, die wir so entsetzlich gelehrt die Stile aller vergangenen Zeiten klassifiziert haben, schon lange mit der Aufgabe, wie der Stil unserer eigenen Zeit zu benennen sei. Zwar sollte gerade unsere historische Bildung uns lehren, daß dieser Name erst von der Nachwelt gefunden werden wird; wir quälen uns aber eben doch, weil historische Bildung bekanntlich nicht klug macht. Da kommt uns der Pariser Boulevard zu Hilfe, findet das Ei des Kolumbus und nennt sich uns und die Kunstbutter und das lenkbare Luftschiff und das Torpedoboot fin de siècle. Nun wissen wir's.

Wir sind aber nicht viel weiter gekommen. Wir leben im Jahre 1890 und möchten erfahren, welche Bedeutung dieses Jahr in der Weltgeschichte haben werde. Da sagt uns jemand ganz ernsthaft, es werde 1890 heißen. Wir nähern uns dem Ende des Jahrhunderts und möchten die Signatur der Zeit kennen lernen; fin de siècle giebt man uns zur Antwort. Der Wig ist eigentlich zu dumm, als daß man über ihn lachen könnte.

Fin de siècle bedeutet in der Anwendung der Pariser Zeitungen im Grunde alles. Es ist ein Füllwort geworden wie irgend eine sinnlose Interjektion. Aber der Geist der Sprache hat doch etwas Symbolisches herausgefunden, eine Verwandtschaft zwischen dem Niedergang des Jahrhunderts und dem Niedergang unserer Kultur. Darum bemühen sich bessere Schrift-

steller, das Wort vor allem auf den Geschmack der *décadence* anzuwenden, auf den Geschmack der Überkultur, auf das, was bereits morsch und faul zusammenzubrechen droht, um einem Neuen Platz zu machen. Was so recht *fin de siècle* sein soll, muß schon ein bißchen zwanzigstes Jahrhundert sein.

Wortspielereien! Die Sprache selbst ist sehr *fin de siècle*, ist in ihrem Niedergang, wenn sie so sprachwidrige Bildungen hervorbringt, wenn sie sich zu solchen Scherzen hergiebt wie die *Tautologie* 1890 = 1890. Aber wir wollen keine Phrasenmacher sein. Wohl ist unsere Sprache noch nicht so sehr *fin de siècle*, daß sie sich zu so eleganten Phrasen leicht mißbrauchen ließe; aber gerade in unseren höheren Gesellschaftsschichten ist die geistige Abhängigkeit von Paris trotz allem Chauvinismus immer noch so groß, daß die sinnlose Bezeichnung bereits zu uns herüberflutet. Man ist bekannlich Zeitgenosse, auch wenn man sonst gar nichts weiter ist. Und so kann jeder Narr zu seinem Troste wenigstens *fin de siècle* sein. „Was Ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Kleine Kritik.

Diesterweg und die Lehrerbildung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes. Von Edwin Wilke, Lehrer in Kössin. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1890.)

Der achte deutsche Lehrertag, der vor kurzem in Berlin tagte, und die jüngsten Verhandlungen im preussischen Abgeordnetenausschusse haben gezeigt, in wie hohem Maße Diesterweg und seine Bestrebungen modern sind, wie er auf den Schild erhoben und heftig beschiedet wird, als weile er noch unter den Lebenden. Das hat er mit Lessing gemeinsam, und ein Lessing der Volksschule verdient Diesterweg in der That genannt zu werden, vor allem auch im Hinblick auf seine freie, den einzelnen Konfessionen feindselige Stellung zur Religion. Aber auch mit Rücksicht auf seinen lebhaften, bilderreichen Stil. — Die vorliegende Schrift malt uns erst skizzenhaft, aber doch mit genügender Ausführlichkeit die Entwicklung des deutschen, vorwiegend preussischen Volksschullehrers bis auf Diesterweg, legt dann ausführlich die Ideale Diesterwegs und seine praktische Thätigkeit dar, und kennzeichnet in einem letzten Abschnitt kurz die Lage nach Diesterweg und des Verfassers eigene Stellung in dem immer noch nicht abgeschlossenen Kampfe des Lehrers um seine gesellschaftliche Stellung und der Schule um Unabhängigkeit von der Kirche. Er ist ein ziemlich gemäßigter Anhänger Diesterwegs, der aber doch nicht umhin kann, junterlichem und pfäffischem Hochmut gegenüber manchmal recht bitter zu werden. Die Schrift, von der Diesterweg-Stiftung in Berlin mit dem ersten Preise ausgezeichnet, ist zur bevorstehenden Feier des hundertsten Geburtstages Diesterwegs zu empfehlen, ebenso als Einführung in Diesterwegs Werke selbst. Die Lektüre dieser aber muß allen Beteiligten, vor allen den Lehrern, warm ans Herz gelegt werden, sie sind ja durch zwei Sammelausgaben leicht zugänglich. — 1.

Graphische Litteratur-Tafel. Die deutsche Litteratur und der Einfluß fremder Litteraturen auf ihren Verlauf vom Beginn einer schriftlichen Überlieferung an bis heute in graphischer Darstellung von Dr. Casar Flaischlen. (Stuttgart, G. F. Köpchen'sche Verlagshandlung 1890.)

Wohl jedem wird beim ersten Anblick dieser merkwürdigen Karte ein überlegenes Lächeln um den Mund schweben und mancher wird versucht sein, sie mit einem schlechten Witze beiseite zu legen. Bei näherer Betrachtung aber sieht man, daß die Arbeit sehr ernst zu nehmen, und auch recht nützlich ist. Wenn man eine ausführliche Litteraturgeschichte liest, und wäre sie auch vorzüglich disponiert, vergißt man gewöhnlich,

wenn man hinten angekommen ist, den Zusammenhang mit dem Anfang, und die Geschichte hat ihren Zweck verfehlt. Hier aber hat man die gesamte Entwicklung der deutschen Litteratur, den Strom mit allen Nebenströmungen recht ausführlich vor Augen. Besonders auch für Revisionszwecke und für Examenkandidaten ist die Karte zu empfehlen; natürlich nur als Ergänzung eines tüchtigen Buches, das ja allein die Charakterisierung des inneren Gehaltes der Werke vornehmen kann, Auszusehen an der Karte ist vor allem, daß unter den fremden Litteraturen, die dem Hauptstrom zuschießen, nur die des Auslands verstanden sind; fast ebenso wichtig aber sind die periodischen Erneuerungen der alten deutschen Litteratur; so hätte unbedingt zur Zeit der Romantik und schon vorher ein ziemlich dicker Arm einmünden müssen, genannt: Mittelhochdeutsche Litteratur. Auf Einzelheiten soll nicht eingegangen werden, obwohl besonders in der nachgoethischen Zeit nicht alles in Ordnung ist. Grillparzers Platz bei den Schicksalstragikern z. B. ist falsch, Raimund fehlt, die Goethe-Epigonen (Heije u. a.) hätten noch Platz gehabt, bei den Russen fehlt Dostojewski, Ohnet bei den Franzosen wäre besser fortgeblieben. — 1.

Gemüthliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt von F. B. Widmann. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1890.)

Endlich wieder menschliche Töne! möchte man ausrufen, wenn man von der Lektüre etwa des Walloth'schen „Ovid“ an diese erquickenden, harmlosen zwei Geschichten herangeht. Widmann's treuherzige, heitere Art ist den Lesern dieses Blattes bekannt; sie strahlt ganz und voll aus der behäbigen Sprache dieses Buches. Es ist nichts Großes, nichts Erschütterndes, was der Poet uns da zu sagen hat, es ist gewiß nichts Modernes, aber er erscheint uns so sehr als individuelle, originelle Persönlichkeit, daß er es hauptsächlich ist, der uns bei der Lektüre interessiert, viel mehr als seine wenig hervorragenden Erfindungen. Das widerspricht freilich dem ehernen Gesetz der Objektivität des Epikers, aber es ist auch selten ein dümmeres aufgestellt worden. Gerade bei den bedeutendsten Epikern der Gegenwart z. B., bei Fritz Reuter, Gottfried Keller und Theodor Fontane, interessiert uns die Fabel ihrer Erzählungen sehr wenig, — wie lächerlich unbedeutend ist z. B. die Erfindung im „Grünen Heinrich,“ — fast ausschließlich aber die Art der Behandlung, das subjektive Element. Es ist kein Zufall, daß die drei Genannten die Eigenschaft des Humors miteinander gemein haben. Auch in der Beziehung ist F. B. Widmann ihnen verwandt. — Als Stilprobe des lebenswürdigen Buches, das jeden ergötzen wird, — ein altmodisch Wort, aber hier paßt es, — der noch Zeit hat zur langsamen Lektüre so wenig aufregender Geschichten, sei die folgende Stelle aus der zweiten Erzählung hierher gesetzt: „Unsere Erzählung gleicht einer *Juge a tre voci*. Drei Liebespaare beschäftigen uns. Während aber der Komposition einer solchen *Juge* gleichzeitig die drei selbständigen Stimmen in ihren mäandrischen Verschlingungen uns vorzuführen vermag, wird es dem Erzähler nicht so leicht gemacht, auch die andern Paare im Auge zu behalten, dieweil er das eine dem Leser eben vorstellt. Es liegt begründet im Wesen der Sprache überhaupt, daß der Epiker beinahe wie ein Hündlein, das bei mehreren Personen, die auf verschiedenen Stellen sitzen, gern lieb sein möchte, zwischen ihnen unaufhörlich hin und her rennen muß. Ein etwas niederes Bild, das daher auch nicht in Lessing's *Laokoon* zur Verwendung gekommen ist, obgleich es eigentlich nichts anderes illustriren will, als gerade die Wahrheit jener berühmten Abhandlung über die Grenzen der verschiedenen Kunstgebiete.“ — 1.

Berichtigung. In Nummer 34 dieses Blattes hat „ein preussischer Richter“ in dem viel beachteten Aufsatze über „Das Duell und seine Abschaffung“ auch auf den durch die Zeitungen bekannten Fall in Mainz hingewiesen, wo ein Premier-Lieutenant auf den Hauptmann schoß, weil angeblich das Ehrengericht seine früher erfolgte Forderung des Hauptmanns als unbegründet verworfen hatte. Seitens des Gouvernements der Festung Mainz geht uns nun die folgende Berichtigung zu: „Diese Mitteilung ist unwahr, da dem Ehrengericht diese Angelegenheit nicht vorgelegen, der Premier-Lieutenant den Hauptmann auch nicht gefordert hat.“